

**Peter Bexte / Kunsthochschule für Medien Köln:**

***Hebräisch Lesen im Zweistromland. Betrachtungen zum Titelblatt von Franz Rosenzweigs kleineren Schriften aus dem Jahr 1926***

[Vortrag im Literaturhaus Berlin auf Einladung von Spree-Athen e.V. am 11.10.2018]

[Anmerkungen, Kommentare etc. gern an: [pbexte@khm.de](mailto:pbexte@khm.de) ]

Indem ich mich anschicke, von Franz Rosenzweig zu sprechen, denke ich mit Freude an den internationalen Kongress der Rosenzweig-Gesellschaft zurück, der im vergangenen Jahr in Rom stattgefunden hat. Es waren eindrucksvolle Kongresstage, die in mindestens fünf Sprachen abliefen: Deutsch, Englisch, Französisch, Italienisch und Hebräisch. Diese Sprachenvielfalt hätte einem Rosenzweig gefallen. Damals bin ich mit Herrn Hahn ins Gespräch gekommen und freue mich, dass dieses Gespräch heute Abend fortgesetzt werden kann.

Der Plan für heute besteht darin, das Titelblatt eines Buches von Franz Rosenzweig zu betrachten. Das Buch erschien 1926 im Berliner Philo Verlag. Es hat ein besonders ansprechendes Buchcover, das zu einigen Reflexionen einlädt. Wir wollen es hier als Durchgangsort betrachten für Exkursionen in die Schriften Franz Rosenzweigs.\*

Von Franz Rosenzweig zu sprechen, heißt von einem der herausragenden Köpfe des deutschen Judentums in den 1920er Jahren zu sprechen. Rosenzweig wurde 1886 und in Kassel in eine weitgehend assimilierte jüdische Familie hineingeboren. Man ging an Feiertagen in die Synagoge und las im Übrigen gern deutsche Klassiker. Es gibt kaum einen der späteren Texte Rosenzweigs, der ohne ein Goethezitat ausgekommen wäre. Im Studium entwickelte er sich zu einem herausragenden Hegelkenner, entdeckte den sogenannten »Ältesten Systementwurf des Deutschen Idealismus«, und schrieb eine Promotionsschrift über Hegel und den Staat, die noch heute als Referenztext gilt. Im 1. Weltkrieg diente er als ein kaisertreuer FLAK-Soldat an der mazedonischen Front. Dort schrieb er einen Großteil seines Hauptwerks »*Der Stern der Erlösung*«, in dem er

---

\* Die hier vorgetragenen Überlegungen stehen im Zusammenhang mit Beobachtungen zur Vielzahl der Thematisierungen des *und* in den 1920er Jahren. Mehr dazu in meinem Buch »*Konjunktion und Krise*« (Kadmos Verlag Berlin, erscheint im Dez. 2018). Vgl. auch meinen Wiener Vortrag »*Rebellion des Und / Freiheit zum Und*«, im Netz unter: <http://archiv.ub.uni-heidelberg.de/artdok/5886/> (14.10.2018).

endgültig mit dem Hegelschen System brach.<sup>1</sup> Eine Konvertierung zum Christentum hat er ebenso abgelehnt wie die Wendung zum Zionismus. Auch eine akademische Karriere hat er ausgeschlagen. Stattdessen gründete er 1920 das Freie Jüdische Lehrhaus in Frankfurt am Main.

Sein Buch vom »*Stern der Erlösung*« ist 1921 in Frankfurt am Main erschienen. Es enthielt nichts Geringeres als den Entwurf eines *Neuen Denkens*, wie Rosenzweig emphatisch sagte. Fünf Jahre später und in Nachfolge des Hauptwerks erschien in Berlin eine Sammlung *Kleinerer Schriften*. Sie trug den Titel *Zweistromland*. Es ist ein außerordentlich beziehungsreiches Wort. Diesem Wort und seiner schrift-bildlichen Erscheinung gelten meine nachfolgenden Betrachtungen.<sup>2</sup>



Was Sie als Handout vor sich haben, ist ein Druck des Buchcovers von 1926. Die Druckvorlage habe ich dankenswerterweise von der Staatsbibliothek Berlin erhalten. Im Haus *Unter den Linden* gibt es ein restauriertes Exemplar des Buches. Dort kann man es bewundern, lesen und das Cover betrachten. Der Ausdruck *Cover* ist sicherlich unpassend und ein leidiger Sprachgebrauch. Denn er weckt den Anschein, als ob die nachfolgenden Texte sozusagen *under cover* wären, in Deckung gleichsam unter dem Deckel. Im Gegenteil jedoch verdeckt dieses Titelbild gar nichts, vielmehr lässt es einen Text durchschimmern, den es abbildet und befragt, überhöht und unterläuft, zu dem es in vielfacher Beziehung steht. Eben darum sei das das Titelbild des Buches von 1926 als Ausgangs- wie als Durchgangspunkt weiterer Überlegungen betrachtet.

Was sieht man da? Ein Feld aus Feldern, das in seiner tableau-haften Gestaltung an Buchtitel der Renaissance erinnern mag.<sup>3</sup> Etwas Klassisches und etwas Unklassisches zugleich haftet ihm an, wie im Übergang zur Schrift zu bemerken. In avantgardistischer Typographie erscheinen Autorennamen, Titel, Ort und Jahr. Ferner sieht man das Logo des Philo-Verlags; es setzt sich aus den Buchstaben P / V / H zusammen: P für Philo, V für Verlag / H für Handlung, d.h. Buchhandlung. Dieses Logo hatte 1920 noch anders ausgesehen, damals war es typographisch aus schwungvollen Frakturschriften zusammengesetzt. Das neue Zeichen wirkte spitzer, pfeilförmiger. Man hat das Logo in dieser Gestaltung den Pfeil der Abwehr genannt.<sup>4</sup> Es entsprach damit dem Selbstverständnis des Verlags, der Abwehr des Antisemitismus zu dienen. Tatsächlich waren in den ersten Jahren vornehmlich politische Aufklärungsschriften erschienen. Im Frühjahr 1926 schrieb die Verlagsleiterin Lucia Jacoby: „Nachdem so eine Aufklärungs- und Abwehrliteratur bei uns und durch uns entstanden war (...), konnten wir darangehen, der reinen jüdischen Wissenschaft gewidmete Werke und solche der Belletristik erscheinen zu lassen.“<sup>5</sup> Eines der ersten Bücher dieser Art war Rosenzweigs Sammlung kleiner Schriften, deren Cover wir vor uns sehen. Am unteren Rand sieht man den Stempel des Gestalters Hans Buchmann, der in der Tat etwas besonders Ansprechendes geleistet hat. Sehr zu Recht sprach Helmut Braun von der vorzüglichen Ausstattung dieses Buches durch Hans Buchmann.<sup>6</sup>

Der Philo-Verlag wurde vom *Centralvereien deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens* betrieben. Verein und Verlag residierten ab 1933 in der Pariserstr. 44, unweit vom Literaturhaus. Heute findet man dort eine Gedenkplakette. Als Rosenzweig 1926

seine *Kleineren Schriften* publizierte, befand sich dessen Sitz noch in der Lindenstr. 13 in Berlin-Kreuzberg. Der Name *Philo* verwies auf Philon von Alexandria, den großen Gelehrten eines hellenistischen Judentums. Die Verschränkung von Hellenischem und Jüdischem, von Athen und Jerusalem, markiert ein Spannungsgefüge, das Rosenzweig nicht fern lag. Denn aus beiden Überlieferungen speist sich sein Denken.

Schauen wir das Cover noch genauer an. Was zeigt sich da? Man sieht eine in hellem Braun getönte Grundfläche, von jugendstilhaft zarten Linien symmetrisch aufgeteilt. Die Mittelfläche erfährt eine doppelte Rahmung und erscheint auf diese Weise gleichsam wie ein Fenster, in dem zwei Sterne als Schriftbeigabe erscheinen. Die Sterne mögen nicht von ungefähr sein, erinnern sie doch an zweierlei: erstens an das Buch vom »Stern der Erlösung«, zweitens an den Davidstern. Das Titelwort vom *Zweistromland* ist gestalterisch auf drei Zeilen verteilt; zwei Trennstriche wurden geschwungen gestaltet. Was dabei zum Schwingen gebracht wird, ist der Raum zwischen den Wörtern, der Zwischenraum. Durch ihn und mit ihm und in ihm (um es paulinisch zu sagen) trennen und verbinden jene Striche das Geschriebene in einer paradoxalen Doppelbewegung. Sie tun also eben das, was Rosenzweig im *Stern der Erlösung* von den Sprachen insgesamt gesagt hatte: »Die wirkliche Sprache zwischen Anfang und Ende aber ist allen gemein und doch jedem eine besondere; sie verbindet und trennt zugleich.«<sup>7</sup> Es ist ein ebenso tiefsinniges wie weitreichendes Wort. Die Grundfigur von Verbinden und Trennen zugleich bezeichnet alles Mediale. Sie wird uns im Folgenden noch mehrfach begegnen. Rosenzweig hat sie 1921 in das Sprachdenken eingeführt.

Schon dem ersten Blick zeigt sich das Wort vom *Zwei/Strom/Land* als ein zergliederter Zusammenhang. Dies ist durchaus wegweisend. Eine Tendenz zur Zerlegung zeigt sich auch in der auffälligen Typographie der einzelnen Lettern, die aus dem Wortzusammenhang heraussticht. Die Besonderheiten treten deutlich hervor. Im einzelnen Buchstaben steckt nach neuerer Auffassung noch keine Bedeutung, nach älterer Auffassung vielleicht wohl. Das Verhältnis von Buchstabe und Wort ist spannungsreich. Indem die Buchstaben zum Wort zusammenschießen, entsteht Bedeutung. Buchstaben werden wörtlich, Wörter werden begrifflich. Materie und Geist der Schrift treten auseinander, um immer wieder zusammen zu schnurren. Die Leserichtung kann in beide Richtungen gehen: von den Buchstaben zu den Wörtern

oder von den Wörtern zu den Buchstaben, zusammensetzend oder zerlegend, oder beides zugleich, als einem Ideal des Lesens.

Schrift wird buchstäblich: so lautet eine untergründige Message aus der Typographie des Titelblattes, und darauf ist besonders hinzuweisen. Buchstäblichkeit sollte eine nicht zu unterschätzende Rolle in Franz Rosenzweigs Leben spielen. Im Zuge einer fortschreitenden Muskellähmung hat er ab 1922 nicht mehr selbst schreiben, bald auch nicht mehr diktieren, sondern nur noch buchstabieren können. Rosenzweig litt an einer amythrophen Lateralsklerose, mithin an eben jener Krankheit, die in jüngerer Zeit den Physiker Stephen W. Hawking ereilte und welche durch sein Schicksal einer breiteren Öffentlichkeit bekannt wurde.

Es gibt ein Foto jenes Schreibgerätes, das Rosenzweig in der ersten Phase der Erkrankung nach 1922 noch hatte bedienen können: „Er schrieb, indem er das Glied eines Fingers, den er noch leicht bewegen konnte, benutzte, um auf die Tasten einer für ihn konstruierten Schreibmaschine zu deuten, die dann meist seine Frau in Wörter und Sätze zusammenfügte.“<sup>8</sup> Als diese Praxis nicht mehr möglich war und die Verständigung zu versiegen drohte, sind spätere Texte so entstanden, dass seine Ehefrau Edith Hahn Buchstaben des Alphabets vorsprach, wie sie ihr als Fortsetzung möglich schienen und die er durch Wimpernbewegungen bestätigte (oder eben nicht bestätigte). „Seine Frau war stark erschöpft und durch das viele Buchstabieren heiser“, notierte sein Arzt Richard Tuteur nach einem Besuch.<sup>9</sup> Auf diese Weise, von Buchstabe zu Buchstabe fortschreitend, entstanden ab 1923 Worte, Sätze, Aufsätze, von denen einige in unserem Buch enthalten sind. Der Entstehungszeitraum dieser kleinen Schriften umfasst ca. 8 Jahre, von 1918 bis 1925. Es finden sich also Texte, die vor der Erkrankung verfasst wurden neben Texten, die im Zustand körperlicher Gelähmtheit auf die oben skizzierte Weise entstanden. Ein stilistischer Bruch aber ist nicht zu bemerken. Dies ist staunenswert. Gern wüsste man mehr über Edith Hahn.

Die Typographie auf dem Buch von 1926 hat uns an die Bedeutung buchstäblichen Schreibens denken lassen. Die Lettern hier bestehen aus serifenlosen Majuskeln von eigenwilliger Gestaltung. Man beachte die tiefgestellten Querstriche der Lettern ‚E‘, ‚F‘ und ‚H‘. Diese avantgardistische Titelschrift steht im schroffen Kontrast zur Typographie des Inhalts. Schlägt man das Buch auf, so ist man überrascht, dort eine

Sütterlinfraktur zu finden. Auf typographischer Ebene gibt es einen starken Kontrast zwischen dem inneren und dem äußeren Erscheinungsbild des Buches: außen Avantgarde, innen Sütterlin.

Dieser Konflikt rührt an eine kulturpolitische Kontroverse. 1911 hatte es im Reichstag eine Debatte um Fraktur oder Antiqua in der Typographie gegeben. Daraufhin wurde vom Preußischen Kultusministerium Herr Ludwig Sütterlin damit beauftragt eine deutsche Fraktur zu entwickeln, die Sütterlinschrift. Ab 1915 wurden diese Schrift in preußischen Schulen gelehrt und ab 1916 beim Militär als Norm eingeführt. In einem Feldpostbrief an die Eltern vom 6.5.1916 äußerte Franz Rosenzweig die Sorge, dass die Militärpost keine in lateinischen Lettern beschrifteten Briefe mehr ausliefern würde.<sup>10</sup> Einen Buchtitel wie diesen hätte die militärische Administration abgelehnt. Dies gilt es mitzudenken, wenn man verstehen will, warum Typographie in den 1920er Jahren eine solch hohe Bedeutung hatte und weshalb auch dadaistische Künstler wie Kurt Schwitters oder Raoul Hausmann sich als Typographen betätigten. Vor diesem Hintergrund erweist sich für die Schrift namens ‚Zweistromland‘ die Schriftgestaltung für außen und innen als zwiespältig. Eben dies ist durchaus charakteristisch. Das typographische Erscheinungsbild schwankt zwischen alt und neu. Das Zweistromland wirkt wie ein anderes *Altneuland*, in dem nun allerdings kein *Tel Aviv* liegt – welcher Name eben *Altneuland* bedeutet. Zunächst war dies der Titel eines utopischen Romans von Theodor Herzl gewesen, dessen zionistischer Wegweisung Rosenzweig allerdings nicht hatte folgen mögen. Sein Weg führte eben nicht nach Israel, nicht *in DAS* Land, sondern *durch das* – Zweistromland.

Das Titelwort vom ‚Zweistromland‘ tritt durch die graphische Gestaltung in seine drei Bestandteile auseinander. In dieser gleichsam anatomischen Zergliederung werden die Bestandteile des Schriftkörpers sichtbar. Sie fügen sich zu einem Kompositum unter Betonung der Trennlinien. Es ist als ob der Gestalter Hans Buchmann den Titel des Autors gestalterisch befragen wollte. Wir wollen uns dieser Befragung anschließen.

### **„Hebräisch Lesen“**

Als ein Kompositum enthält das Wort vom ‚Zweistromland‘ in großer Verdichtung eine Vielzahl von Bezügen. Wie liest man solch ein Wort? Was heißt da ‚Lesen‘?

Rosenzweig selbst hat in einem der nachfolgenden Aufsätze ein Modell des Lesens angesprochen, das er als typisch beschrieb und noch bei der Lektüre eines hebräischen Zeitungsblattes zu beobachten meinte: „**Hebräisch Lesen heißt: Bereit sein, die ganze Erbmasse der Sprache anzutreten.**“<sup>11</sup> Das Diktum ist doppeldeutig. Der Ausdruck ‚Hebräisch‘ kann sowohl als Substantiv wie als Adjektiv aufgefasst werden. Im ersteren Fall geht es um Lektüren in der Sprache namens Hebräisch; im zweiten Fall handelt es sich um ein Modell des Lesens, das als spezifisch hebräisch bezeichnet werden würde. In jedem Fall zielt der Satz auf ein gesteigertes Verhältnis zum Text. Sein Anspruch ist keineswegs gering, mehr noch: Er ist ungeheuerlich und im strengen Sinne unerfüllbar, läuft er doch darauf hinaus, das zu Lesende in den gesamten Kosmos aller Schriften des Judentums aus Jahrtausenden einzutauchen, um es in sämtliche Möglichkeiten der Verbindungen, der Anklänge und sonstigen Bezüge einzusetzen. Erst in der Gesamtheit aller überhaupt möglichen Relationen würde der Sinn des Wortes aufscheinen. Weil dies jedoch unmöglich ist, kommt keine dieser Lektüren jemals an ihr Ende, sondern mündet in ein unaufhörliches Lernen.<sup>12</sup> Die Grundfigur besteht darin, alles Einzelne tendenziell in Beziehung zu allem Anderen zu setzen und den Sinn immer wieder hinauszuschieben, bis aus dem Ozean an Relationen die Welle der Bedeutung sich erhebt. „Hebräisch Lesen heißt: Bereit sein, die ganze Erbmasse der Sprache anzutreten.“ Es ist ein zwiespältiges Erbe. Sein Text kommt aus der Vergangenheit, sein Sinn aus der Zukunft. Etwas wird gemeint gewesen sein mit jenem Wort vom *Zweistromland*, dessen Beziehungsreichtum wir bislang nur ahnen. Die grammatische Form des Futur II, des Futurum Exactum, ist exakt die Form des aufgeschobenen Sinns und des unendlichen Prozessierens von Differenzen im Medium der Sprache.

Man könnte versucht sein, bei Rosenzweigs Charakterisierung eines solchen Lesens an Ferdinand Saussures Bestimmung des Sprachzeichens zu denken. Nach Saussure soll ein Zeichen seine Bedeutung eben nicht aus sich selbst, sondern erst qua Differenz zu allen anderen Zeichen empfangen. Das zentrale Diktum lautet: „In der Sprache aber gibt es nur Verschiedenheiten ohne positive Einzelglieder.“<sup>13</sup> In diesen Worten findet sich die Grundfigur eines differenztheoretischen Modells, wie es für die strukturelle Anthropologie von entscheidender Bedeutung gewesen ist. Es wäre jedoch ein Missverständnis, dies umstandslos auf Rosenzweig zu übertragen. Denn Rosenzweig setzt eine Positivität der Einzelglieder immer noch voraus. Das einzelne Wort soll nicht

nur Relationen haben, sondern auch Wurzeln. Diese beiden Ebenen gelte es zu beachten, sowohl im Lesen als im Übersetzen. Auch Übersetzen heißt: „Bereit sein, die ganze Erbmasse der Sprache anzutreten“. In diesem Sinne haben Buber/Rosenzweig bei ihrer Bibelübersetzung den gesamten biblischen Text als einheitlichen Resonanzraum aufgefasst, in dem alles mit allem korreliert sei. Dies steht im schroffen Gegensatz zur historisierenden Bibelphilologie des Protestantismus. Hebräisch Lesen und Übersetzen heißt für Rosenzweig: an einer jeden Stelle alle anderen in Gleichzeitigkeit mitschwingen zu hören.

Angesichts dieses ungeheuerlichen Anspruchs müssen wir verzagen bei dem Versuch, das Titelwort auch nur zu lesen. Wie könnten wir versuchen, alles andere darin mitschwingen zu hören? Wir werden es nicht zur Gesamtheit der Sprache in Beziehung setzen können, nicht einmal zur Gesamtheit des Rosenzweig'schen Werkes. Ich werde lediglich einige Schriften, die das genannte Büchlein enthält, nebst ein paar weiteren Texten aufrufen können. Es wird also bestenfalls ein hermeneutischer Versuch – als Vorschule gewissermaßen zum *Hebräisch Lesen*. Fangen wir also noch einmal an und versuchen jenes Wort vom *Zweistromland* zu lesen, und zwar Wort für Wort.

### „Zwei“

Am Anfang steht das Wort für eine Zahl: *Zwei*. Es ist die Zwei, nicht etwa die Eins. Im Anfang war die Zwei – was soll das heißen? Die Zahl Zwei hat in Rosenzweigs Denken große Bedeutung. Man sollte sie jedoch auf keinen Fall im Sinne einer Entzweiung auffassen. Dies wäre in der Tat ein großes Missverständnis. Denn sobald man von Entzweiung spricht, setzt man eine vorgängige Einheit voraus, in die aus der Entzweiung zurückzukehren wäre. Man wäre sogleich in gefährliche Nähe zur Hegelschen Logik geraten. Dorthin aber will die Rosenzweigsche Philosophie auf gar keinen Fall mehr zurück. Seit der bewussten Entscheidung von 1913, Jude zu bleiben, galten seine Bemühungen einem erneuerten Selbstverständnis des Judentums sowie der Entwicklung eines *neuen Denkens*, wie er es emphatisch nannte. Dieses neue Denken basierte unter anderem auf der prinzipiellen Vorausgesetztheit der Zwei.

„Da, plötzlich, Freundin! wurde Eins zu Zwei – / – Und Zarathustra ging an mir vorbei“, so hieß es bei Friedrich Nietzsche in den Liedern des Prinzen Vogelfrei.<sup>14</sup> Die



Eins, die zur Zwei wird, kann philosophische Wirksamkeit entfalten. Das idealistische Phantasma einer vorgängigen Einheit von Denken und Sein verweht im Vorübergehen Zarathustras. Es zerfließt im Zwei-Strom-Land.

Substanz wird Relation – so könnte eine radikale Schlussfolgerung aus der Fundamentalität der Zwei lauten. Soweit aber wäre Rosenzweig wohl nicht gegangen. Substanz bleibt substantiell, auch wenn sie ihrerseits stets in Korrelationen eingesetzt ist. Den Terminus ‚Korrelation‘ übernahm Rosenzweig aus Hermann Cohens späten Schriften, und zwar nicht zuletzt, um aus Hegelscher Dialektik aussteigen zu können. Für dieses relationale Denken wäre Dialektik nur ein Spezialfall. Vielmehr dringt diese Reflexion darauf, die Welt vieldimensional in Beziehungsgefügen zu denken, eben darum über Sprache nachzudenken und sprachphilosophisch auf das zu achten, was allen Positionen vorausgeht: die Prä-Positionen. In Präpositionen und Konjunktionen stecken die sprachlichen Ausdrücke für Beziehungsgefüge, und zwar auch der sprachlichen selbst.<sup>15</sup> Alles, was gesagt wird, wird *für* jemanden gesagt. In dieser Betonung der Intentionalität von Sprache steckt eine entscheidende Wende der Sprachphilosophie. Demnach war selbst Gottes Schöpfungswort kein Selbstgespräch. „Im Anfang ist die Beziehung“, hat Martin Buber gesagt.<sup>16</sup> Genau darum geht es, wenn Rosenzweig »Zwei« sagt.

Rosenzweigs Denken der *Zwei* durchzieht nicht nur seine theoretischen Texte, sondern zeigt sich auch in seinem Briefverkehr. In der Tat ist er ein begnadeter Briefschreiber gewesen. Seine weitausgreifende Korrespondenz ist in ihrer stilistischen Kühnheit bewundernswert. Zugleich ist sie niemals nur privat. Auch die erst in jüngerer Zeit publizierten, sogenannten Gritli-Briefe an seine Geliebte Margrit Rosenstock-Huessy sind stets mit dem philosophischen Werk verbunden. Rosenzweigs Korrespondenz ist niemals nur *für* eine bestimmte Person, sondern sie geht über dieses *für* hinaus und korrespondiert stets auch mit den Publikationen, die oftmals aus dem Briefverkehr entsprangen. Nicht von ungefähr haben manche seiner Aufsätze noch die literarische Form des Briefes. »An Hermann Cohen. Hochverehrter Herr Geheimrat«; »An Martin Buber. Verehrter Freund« – mit diesen Wendungen beginnen zwei seiner Aufsätze in dem Büchlein, dem wir uns heute Abend widmen. Da wird die *Zwei* zum Dialog. Was Schreiben war, ist Schrift geworden: kleine Schrift im *Zweistromland* der Dialoge.

Rosenzweigs Denken ist oftmals als Dialogphilosophie bezeichnet worden. Als im Februar 2017 in Rom jene internationale Konferenz zum *und* in der Rosenzweig'schen Philosophie stattfand, war dies der meistvertretene Lektüreansatz. Dabei kann das Wort vom Dialog in ganz verschiedener Hinsicht ausbuchstabiert werden. Rosenzweig selbst hat es in mehrfacher Hinsicht angesprochen: für Fragen der Kommunikation, wie der Philosophie wie auch für die Form der biblischen Erzählung. In einer späten Abhandlung von 1928 über das Formgeheimnis der biblischen Erzählung schrieb er:

»Das in dieser Abhandlung als Formprinzip des biblischen Erzählens nachgewiesene Hineinspielen eines gewissermaßen dialogischen Elements, das die Erzählung auf ein Gerüst von Frage und Antwort, Spruch und Widerspruch, Satz und Zusatz aufspannt, ist in der Bibel nicht nur für die Epik nachzuweisen, sondern auch für die andern großen Stilgattungen der Bibel, also für die psalmistische Lyrik, die prophetische Rhetorik, ja auch für die gesetzliche Kasuistik.«<sup>17</sup>

Etwas Dialog-orientiertes haftet seinem Denken durchaus an, nach Form und Inhalt und Gegenstand. Noch im Gesetzestext hat Rosenzweig das Dialogische betont. Dennoch meine ich, dass man seinen Ansatz nicht umstandslos mit Martin Bubers dialogphilosophischem Prinzip ‚*Ich und Du*‘ verwechseln sollte (– wie es jederzeit gern geschieht, wenn die Buber-Rosenzweig-Medaille für den jüdisch-christlichen Dialog verliehen wird.). Denn Rosenzweig hat Bubers dialogisch-philosophisches Prinzip in einem langen Brief vom Sommer 1922 fundamental kritisiert. Er schrieb: „Um Meinet- und Deinetwillen muß es noch andres geben als – Mich und Dich.“<sup>18</sup> So treibt das Denken der *Zwei* noch über sich hinaus und führt auf den Gedanken eines Übergreifenden, das jene Zweiheit allererst stiften würde – wenn auch in einem Schöpfungswort, das wiederum auf Zweiheit rekurrieren müsste.

Bislang haben wir versucht, das Wort *Zwei* zu lesen. Es hat sich als ein weitreichendes Wort erwiesen, das hier niemals als Entzweiung zu verstehen wäre, etwa im Sinne einer Zwietracht, sondern ganz im Gegenteil: als lösende *Bezweiung*.

## **Damit kommen wir zum 2. Wortteil: „Strom“**

Das Wort ‚Strom‘ durchzieht Rosenzweigs Schriften als eine Hintergrundmetapher und taucht in vielerlei Verbindungen auf. Es steht durchaus in Spannung zu dem Wort

‚Quelle‘. Dieses findet sich im Titel von Hermann Cohens letztem Buch: ‚Religion der Vernunft aus den Quellen des Judentums‘. Rosenzweig hat dieses Buch enorm geschätzt und sich immer wieder dazu geäußert.<sup>19</sup> Ein Viertel seines Buchs von 1926 setzt sich mit Cohens Spätwerk auseinander; das Büchlein namens *Zweistromland* ist voll davon. Legt man die beiden fraglichen Titel nebeneinander, so sieht man: ‚Quellen des Judentums‘ neben ‚Zweistromland‘. Mithin hat man hier die Quellen, dort den Strom. Damit ist einiges gesagt. Was Quelle war, soll Strom werden. Ein Strom aber ist das Mittelding zwischen Quelle und Mündung. Die beiden Endpunkte sind durch den Strom verbunden und getrennt zugleich. In diesem Bild des Übergangs vom einen zum anderen verbirgt sich Wesentliches.

Im Büchlein namens ‚Zweistromland‘ sind Cohens Werk mehrere Texte gewidmet. Dabei hat Rosenzweig stets die Lektürestategie verfolgt, Cohens Spätwerk von den früheren neo-kantianischen Schriften abzusetzen: „Nachdem dies Leben nach Abschluß der Lehr- und Wanderjahre vier Jahrzehnte im gleichen stillen **Strombett** dahingeflossen war, trat es zu Beginn des achten noch über die Ufer und grub sich mit gedrängter Wucht ein neues Bett.“<sup>20</sup> Da haben wir ein für dieses Buch so charakteristisches Strombild. Es ist dicht verbunden mit der Vorstellung einer Überschwemmung, einem Über-die-Ufer-Treten. Der Satz ist durchaus mit Betonung des Stichwortes ‚neu‘ zu lesen: „ein neues Bett“. Auch in diesem neuen Bett aber kommt der Strom nicht zur Ruhe, er bettet sich nicht nur. Man beachte Rosenzweigs Pathos des Neuen in diesem Ausdruck. Das neue Strombett nämlich führt auf ‚Das neue Denken‘ – so heißt der letzte Text in unserem Buch. Quelle und Strom und neues Denken bilden ein Beziehungsgefüge. Ganz in diesem Sinne hat Rosenzweig eine Einleitung in die Akademieausgabe der Jüdischen Schriften Hermann Cohens verfasst. Sie findet sich in unserem Buch. Darin attestiert er Hermann Cohen: „(...) die Naivität des Bewußtseins, das da weiß, daß die Quellen, die ihm zur Hut und zur Stillung des Durstes der eigenen Seele anvertraut sind, im Stromnetz der Vernunft die ganze Erde wässern.“<sup>21</sup> So führt der Weg nicht nur von der Quelle zum Strom, sondern darüber hinaus zum *Stromnetz*. Das Minimum eines Stromnetzes aber sind zwei Ströme.

Der Ausdruck ‚Strom‘ ist ein wiederkehrendes Sprachbild, das alle Texte des Rosenzweig’schen Büchleins von 1926 durchläuft und ein ganzes Wortfeld eröffnet. Ich gebe noch einige Beispiele: In dem an Buber gerichteten Aufsatz ‚Die Bauleute‘ findet

sich „ein immer verzweigteres Stromnetz“; manches Tradierte wird „noch lange im Strom mitgetragen“; doch kann es auch geschehen, dass „der Strom sich staut und sein Wasser versumpft“; ferner liest man vom „Strom des Geistes“ sowie vom „Strom des Lebens“.<sup>22</sup> Es gibt den Strom des Geschehens, der Geschichtlichkeit wie der Traditionsbildung, nicht zuletzt den „Strom jüdischen Lebens“<sup>23</sup>. Zudem haben Ströme eine Beziehung zum Untergründigen, sie können versickern, in Tiefenschichten weiterlaufen, um an überraschender Stelle wieder hervorzutreten. Es gibt auch das Wort vom „Blutstrom des Geistes“, das einem Jacques Derrida nicht geheuer war.<sup>24</sup>

Das Wort ‚Strom‘ begegnet in Rosenzweigs Schriften oft in Gemeinschaft mit den Wörtern ‚lebendig‘ sowie ‚Bewegung‘. Es ist Hintergrundmetaphorik, die in verschiedener Weise ausbuchstabiert werden kann, auch als Frage nach dem Grund des Flussbetts, metaphorisch gewendet: als Frage nach dem Grund und dem Begründen, auch dem zu Grunde gehen usw. Das metaphorische Potential wird weitgehend ausgeschöpft, wobei es als wesentliches Merkmal eines jeden Stromes gilt, dass er – strömt. Es steckt sehr viel Lebensphilosophisches in dem Wortfeld um das Wort ‚Strom‘: Leben und vor allem Bewegung. Aus diesem Wortfeld heraus hat Rosenzweig 1929 in einem seiner letzten Texte jemanden als vermeintlich Gleichgesinnten begrüßt, der nur vier Jahre später eine Rektoratsrede für ‚Die Bewegung‘ halten sollte – Martin Heidegger. Dessen Meisterschüler Karl Löwith hat auf der Flucht vor Nazideutschland und erfüllt von Entsetzen über seinen Lehrer einen fulminanten Text über Heidegger und Rosenzweig geschrieben.<sup>25</sup>

### **Nunmehr kommen wir zum dritten Teil des Titelwortes, zum Wort „Land“**

Es gehört zur Vorstellung eines jeden Stromes hinzu, dass er Ufer hat. Der Strom verweist auf ein Land, von dem er sich absetzt und dessen Landschaftsteil er ist. Darin mag er als reißender Strom erscheinen, der über die Ufer tritt, und dabei die binäre Unterscheidung Strom/Land verschwimmen lässt. Im Ufersaum entscheidet sich, ob man von einer Logik der Unterscheidungen oder der Intensitäten ausgehen würde.

Der Strom mag u.a. als sanftes Gewässer erscheinen: als Bächlein, liebes Bächlein, an dem vielleicht eine schöne Müllerin sitzt. Eros wie Thanatos haben enge Beziehungen zum Wasser; romantische Lyrik hat dieses Verhältnis immer wieder umkreist.

Geschichten wie auch geschichtliche Ereignisse hängen vielfach an Wasserläufen. Man steigt nicht zweimal in den selben Fluss, aber genau diese Erfahrung ist universell.

Unter den Gedichten des Jehuda Halevi, die Franz Rosenzweig 1922 ins Deutsche übertrug, findet sich ein Gedicht mit dem Titel »Der Strom«. Jehuda Halevi dachte an den Nil, an das was dem jüdischen Volk an seinen Ufern widerfahren war und was ihm überliefert worden war. Die Überlieferung aber verlangt nach einer Bezeugung. „Der Nil hier zeugt.“, lautet einer der zentralen Verse in dem Gedicht (ich zitiere aus Rosenzweigs Übertragung).<sup>26</sup> In einem Kommentar fügte der Übersetzer eine prinzipielle Bemerkung hinzu; sie zielt auf die historische Zeugenschaft des Stromes. Rosenzweig schrieb: „An Strömen haften historische Erinnerungen noch anders als am festen Land. Denn das Land haben die verstrichenen Jahrhunderte mannigfach verändert, obwohl, nein *weil* es fest ist; aber der Strom, der es durchströmt, ist, grade weil er nie, keinen Augenblick lang, derselbe war, noch heut der gleiche wie vor Jahrtausenden. So redet er noch unmittelbarer Zeugnis dessen, was an und mit ihm geschehen ist, als das Land umher.“<sup>27</sup>

Der Strom ist dem Denken Rosenzweigs bedeutsamer als das Land. In dem Kompositum des Titelworts vom Zwei/Strom/Land liegt der überwiegende Bedeutungsanteil auf dem ersten sowie auf dem mittleren Teil: ‚Zwei-Strom‘. Die abschließende Silbe ‚Land‘ scheint weniger bedeutsam. Gewiss ist auch das Zweistromland ein Land, jedoch ohne dass der Ausdruck dort – landet. Vielmehr strömt er darüber hinaus. Das Wort zielt auf keine Landnahme, auf keine orientalistische Sehnsucht nach Palmen am Euphrat. Die Lehre besteht gerade darin, keine Fülle der Präsenz zu erwarten, sondern eine doppelte Abwesenheit zu bejahen: des Sinns in der Lektüre und des Orts in der Geschichte.

Rosenzweig rekurriert nicht auf ‚Das Land‘, womit Palästina gemeint wäre, sondern dezidiert auf das ‚Zweistromland‘ als einem imaginären Ort. Geographisch wäre damit das Land an Euphrat und Tigris gemeint, wo das Volk Israel in babylonischer Gefangenschaft lebte. Mehrere, für das Selbstverständnis des Judentums wichtige Punkte sind damit berührt: erstens die Schrifttradition des Babylonischen Talmuds, in dem Rosenzweig etwas Entscheidendes sah. „Dieser Höhepunkt der jüdischen Geschichte, das talmudische Zeitalter“<sup>28</sup>, so heißt es in seinen Schriften. Zweitens ist

mit diesem talmudischen Bezug für Rosenzweig die Situation des Exils, der Diaspora bejaht. Der Talmud, als ein unendlicher Kommentar zum heiligen Text, soll eine jüdische Identität über Räume und Zeiten hinweg schaffen. Seine Fortschreibungen stiften Einheit in der Zerstreuung. Wir haben hier eine doppelte Bestimmtheit in gegenläufiger Verschränkung: Zerstreuung und Zusammenhalt zugleich. Trennung und Verbindung in eins.

Rosenzweigs Bejahen der Zerstreuung, der Diaspora, bejaht ein Leben in der stets vorausgesetzten Differenz zur umgebenden Kultur. „Er (der Jude; Verf.) kann eine jüdische Welt besitzen, aber ihn umfängt in jedem Fall eine andere, eine unjüdische.“<sup>29</sup> Die prinzipielle Vorausgesetztheit der *Zwei* ist nicht zuletzt in dieser Erfahrung der Diaspora begründet. Im Unterschied zu Gershom Scholem hat Rosenzweig den Zionismus abgelehnt. So impliziert das Titelwort die Absage an das Projekt eines Judenstaates und die Bejahung der Zerstreuung. All diese hier skizzierten Bedeutungsebenen sind zugleich im Spiel bei jenem Wort vom ‚Zwei/Strom/Land‘.

Erneut kann an Nietzsche erinnert werden, und zwar an den § 124 der ‚Fröhlichen Wissenschaft‘, in dem es heißt: „Wir haben das Land verlassen (...) mehr noch, wir haben das Land hinter uns abgebrochen! (...) es giebt kein ‚Land‘ mehr!“<sup>30</sup> Ist nicht das *Zweistromland* im Kontext jüdischer Geschichte geradezu der Inbegriff des Landes, das es nicht mehr gibt, das man hinter sich abgebrochen und verlassen hat? Nun aber, anders als bei Nietzsche, nicht durch den Tod Gottes, sondern durch einen Text, der qua Schriftlichkeit keiner lokalen Situierung bedarf. Im Medium der Schrift können Differenzen zirkulieren, die eben nicht – landen, sondern strömen. Der in seine Bestandteile zerlegte Titel gleicht ebenso wörtlich wie bildlich einer Zerstreuung, die ihrerseits mit jenem Wort verbunden ist, das zugleich den Zusammenhang verkörpert. Das Duo aus Zerstreuung und Zusammenhalt ist uns nun mehrfach begegnet. Die typographische Gestaltung des Titelworts mag als ein Bild dieser Doppelbewegung verstanden werden. Es lässt uns einen weiten Resonanzraum ahnen. In diesen Raum hat Rosenzweig das Wort vom hebräischen Lesen eingesetzt. Demnach müssten wir jetzt eigentlich von vorn beginnen, um das Wort vom *Zwei/Strom/Land* zu lesen. Aber zwischendurch machen wir eine Pause. – Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!

---

<sup>1</sup> Franz Rosenzweig: *Der Stern der Erlösung* (1921), Frankfurt am Main 1988. Walter Benjamin zählte das Werk 1929 unter „Bücher, die lebendig geblieben sind“; vgl. Walter Benjamin: »Bücher, die lebendig geblieben sind« (1929), in: Rolf Tiedemann, Hermann Schweppenhäuser (Hg.): *Gesammelte Schriften*, Bd. III.1, Frankfurt am Main 1991, S. 169–171. Seltsamerweise pries Benjamin das Rosenzweigsche Buch mit folgenden Worten: „Siegreicher Einbruch der Hegelschen Dialektik in Hermann Cohens ‚Religion der Vernunft aus den Quellen des Judentums‘.“ Rosenzweigs Selbsteinschätzung steht diesem Urteil diametral entgegen. Vgl. seinen Brief an die Mutter vom 15.4.1918: „Ich bin ja Antihegelianer.“ In: Rosenzweig: *Briefe*, Berlin 1935, S. 299; neuerdings abgedruckt in: *Briefe und Tagebücher*, Gesammelte Schriften I, Dordrecht 1979, S. 538 (Nr. 508).

<sup>2</sup> Recherchiert man nach dem Buch mit Hilfe seines Titels, so stößt man auf mehrere verschiedene Editionen, was verwirrend sein kann. Die ursprüngliche Ausgabe erschien 1926. Sie enthielt zwölf vom Autor selbst in drei Gruppen zusammengefasste Aufsätze. Nach Rosenzweigs Tod im Jahr 1929 konnte in der Nazizeit nochmals eine erweiterte Neuauflage erscheinen. Sie erschien 1937 als eine um 30 Texte erweiterte Ausgabe unter dem Titel *Kleinere Schriften*. Der Name »Zweistromland« findet sich erneut für den 3. Band der Gesammelten Schriften Rosenzweigs, die seit den 1970er Jahren in vier Bänden erschienen sind. Er ist erneut um dutzende von Texten vermehrt worden, darunter auch militärwissenschaftliche Abhandlungen, wie man sie nicht unbedingt erwarten würde unter dem Titel: *Kleinere Schriften zu Glauben und Denken*. Das Vermehren der sogenannten *Kleineren Schriften* seit jener Erstausgabe von 1926 ist einerseits interessant, auch voller neuer Entdeckungen, andererseits verdeckt es die Struktur des noch von Rosenzweig selbst geplanten und in vier Gruppen organisierten Buches. Die Namen dieser vier Textgruppen waren durchaus beredt: *Zur jüdischen Erziehung / Vom Wesen des Judentums / Über Sprache / Altes und Neues Denken*. Der Aufbau des Buches war sehr durchdacht. Und um diese Struktur der Erstausgabe wieder deutlich zu machen, hat Gesine Palmer eine Neuauflage der Edition von 1926 herausgegeben: *Zweistromland. Kleinere Schriften zur Religion und Philosophie* (1926), hg. von Gesine Palmer, Berlin/Wien: Philo 2001.

<sup>3</sup> Vgl. Rothe, Susanne: *Figürliche Darstellungen auf deutschen Renaissanceeinbänden im Bestand der Universitätsbibliothek der Freien Universität Berlin unter besonderer Berücksichtigung der allegorischen Figuren*, Köln: FH für Bibliotheks- und Dokumentationswesen, Hausarb. 1990, S. 54, S. 90, S. 93.

<sup>4</sup> Urban-Fahr, Susanne: *Der Philo-Verlag 1919-1938. Abwehr und Selbstbehauptung*, Hildesheim/Zürich/New York: Georg Olms 2001, S. 111. Fahr-Urban irrt jedoch, wenn sie dieses neue Verlagslogo erst ab 1929 ansetzt.

<sup>5</sup> Lucia Jacoby in: CVZ, 5.3.1926, S. 116, cit. in: Urban-Fahr, Susanne: *Der Philo-Verlag 1919-1938. Abwehr und Selbstbehauptung*, Hildesheim/Zürich/New York: Georg Olms 2001, S. 116f. Der Antisemitismus, den Lucia Jacoby hatte abwehren wollen, hat ihr am Ende nicht nur den Verlag, sondern auch das Leben genommen.

<sup>6</sup> Braun, Helmut F.: »Der Philo Verlag (1919-1938). Ein Berliner Verlag für Jüdische Abwehr- und Aufklärungsliteratur«, in: *Berlinische Notizen. Zeitschrift des Vereins der Freunde und Förderer des Berlin Museums*, 4/1987, S. 90-103, hier S. 98.

<sup>7</sup> Rosenzweig, Franz: *Der Stern der Erlösung* (1921), Frankfurt am Main: Suhrkamp 1988, S. 122.

<sup>8</sup> *Juden in Kassel 1808-1933. Eine Dokumentation anlässlich des 100. Geburtstages von Franz Rosenzweig*, [Kat.] Kassel 1987, S. 83. Die Abbildung der Schreibmaschine ebd.

<sup>9</sup> Richard Tuteur: »Die Lebensführung eines schwer erkrankten, geistig produktiven Menschen«. Auszugsweise zitiert in: Franz Rosenzweig: *Briefe und Tagebücher*, Gesammelte Schriften I, Dordrecht 1979, S. 1067f. und 1236f., 1236.

<sup>10</sup> Vgl. Franz Rosenzweig: *Die Feldpostbriefe*, hg. W. D. Herzfeld, Freiburg/München 2013, S. 29, 128.

<sup>11</sup> Franz Rosenzweig: »Neuhebräisch?«, in: *Zweistromland. Kleinere Schriften zur Religion und Philosophie* (1926), hg. von Gesine Palmer, Berlin/Wien: Philo 2001, S. 99-106, 102.

<sup>12</sup> Jacob Taubes hat die Bedeutung der Halacha, als Weg des Gesetzes, für ein jüdisches Selbstverständnis betont und die These vertreten, dass Rosenzweig dies unterschätzt habe. Vgl. Jacob Taubes: »Die Streitfrage zwischen Judentum und Christentum. Ein Blick auf ihre unauflösbare Differenz«, in ders.: *Vom Kult zur Kultur*, hg. von Aleida und Jan Assmann u.a., München 1996, S. 85-98.

- 
- <sup>13</sup> Ferdinand de Saussure: *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*, Berlin 1967, S. 143.
- <sup>14</sup> Friedrich Nietzsche: *Die Fröhliche Wissenschaft. Anhang: Lieder des Prinzen Vogelfrei*, in: Kritische Studienausgabe, hg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari, München 1988, Bd. 3, S. 649.
- <sup>15</sup> „Es gibt nämlich viele Wörtchen, die wie Gelenke die Teile der Rede verbinden.“ Cicero: *Vom Redner (De oratore)*, in: Werke in drei Bänden, Berlin und Weimar 1989, S. 5-252, 180 (= 2. Buch, § 359). – Zur Geschichte der Debatte um Präpositionen von den antiken Grammatikern über Leibniz bis zum Strukturalismus vgl. Verf.: »Vorwörter. Bemerkungen zu einer Theorie der Präpositionen«, in: Jan-Hendrik Möller, Jörg Sternagel, Leonore Hipper (Hg.): *Paradoxalität des Medialen. Festschrift für Dieter Mersch*, München 2013, S. 25-40.
- <sup>16</sup> Buber, Martin: »Ich und Du« (1923), in: *Das dialogische Prinzip: Ich und Du (1923). Zwiesprache (1929). Die Frage an den Einzelnen (1936). Elemente des Zwischenmenschlichen (1953)*, Gütersloh: Lambert Schneider 2004, S. 22.
- <sup>17</sup> Franz Rosenzweig: »Das Formgeheimnis der biblischen Erzählung. Martin Buber zum 8. Februar 1928«, in: *Zweistromland. Kleinere Schriften zu Glauben und Denken*, Gesammelte Schriften 3, Dordrecht: Martinus Nijhoff 1984, S. 817–829. Zuerst in: *Der Kunstwart. Rundschau über alle Gebiete des Schönen, Monatshefte für Kunst, Literatur und Leben*, 41. Jg. (Feb. 1928), S. 286–296. Als PDF im Internet unter: [http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kunstwart41\\_1/0342](http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/kunstwart41_1/0342) (05.04.2018).
- <sup>18</sup> Franz Rosenzweig: Brief an Martin Buber (undatiert, ca. Sommer 1922). In: *Briefe und Tagebücher* 1979, S. 824-827 (Nr. 812).
- <sup>19</sup> Vgl. Bernhard Casper: *Religion der Erfahrung. Einführung in das Denken Franz Rosenzweigs*, Paderborn/München 2004, bes. S. 39- 54: »Korrelation oder ereignetes Ereignis? Zur Deutung des Spätwerkes Herrmann Cohens durch Franz Rosenzweig«.
- <sup>20</sup> Franz Rosenzweig: »Einleitung in die Akademieausgabe der Jüdischen Schriften Hermann Cohens«, in: *Zweistromland. Kleinere Schriften zur Religion und Philosophie* (1926), hg. von Gesine Palmer, Berlin/Wien: Philo 2001, S.162-209, 185.
- <sup>21</sup> Ebd., S. 208.
- <sup>22</sup> Franz Rosenzweig: »Die Bauleute«, in: *Zweistromland. Kleinere Schriften zur Religion und Philosophie* (1926), hg. von Gesine Palmer, Berlin/Wien: Philo 2001, S. 45-59, 47, 57, 59.
- <sup>23</sup> Franz Rosenzweig: »Bildung und kein Ende«, in: *Zweistromland. Kleinere Schriften zur Religion und Philosophie* (1926), hg. von Gesine Palmer, Berlin/Wien: Philo 2001, S. 31-44, 37.
- <sup>24</sup> Franz Rosenzweig: *Zweistromland. Kleinere Schriften zu Glauben und Denken*, hg. Reinhold und Annemarie Mayer, Gesammelte Schriften 3, Dordrecht 1984, S. 417. – Vgl. Jacques Derrida: *Einsprachigkeit (Le monolinguisme de l'autre ou la prothèse d'origine, 1996)*, München 2003, S. 93-112 (lange Fußnote zu Franz Rosenzweig, Hanna Arendt, Emanuel Levinas).
- <sup>25</sup> Karl Löwith: »M. Heidegger und F. Rosenzweig. Ein Nachtrag zu ‚Sein und Zeit‘«, in: *Zeitschrift für philosophische Forschung*, Bd. 12, H. 2 (April – Juni 1958), S. 161-187. Auch in ders.: *Sämtliche Schriften*, Bd. 8, Stuttgart 1984, S. 72-101.
- <sup>26</sup> Franz Rosenzweig: *Sprachdenken – Jehuda Halevi*, Gesammelte Schriften 4.1, hg. von Rafael N. Rosenzweig, The Hague/Boston/Lancaster 1983, S. 245.
- <sup>27</sup> Franz Rosenzweig: *Sprachdenken – Jehuda Halevi*, Gesammelte Schriften 4.1, hg. von Rafael N. Rosenzweig, The Hague/Boston/Lancaster 1983, S. 245.
- <sup>28</sup> Franz Rosenzweig: »Geist und Epochen der jüdischen Geschichte« (1919), in: *Zweistromland. Kleinere Schriften zu Glauben und Denken*, hg. von Reinhold und Annemarie Mayer, Gesammelte Schriften 3, Dordrecht: Martinus Nijhoff 1984, S. 527-538.
- <sup>29</sup> Franz Rosenzweig: »Zeit ist's ..., Ps. 119,126. Gedanken über das jüdische Bildungsproblem des Augenblicks. An Hermann Cohen«, in: *Zweistromland. Kleinere Schriften zur Religion und Philosophie* (1926), hg. von Gesine Palmer, Berlin/Wien: Philo 2001, S. 9-30, 10.
- <sup>30</sup> Friedrich Nietzsche: *Die fröhliche Wissenschaft*, Kritische Studienausgabe, Bd. 3, S. 480.